

# Der sozialphilosophische Gehalt von General Willes Lehre und Werk

Autor(en): **Jöhr, W.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **21 (1941-1942)**

Heft 8

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158882>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bolschewismus nicht auf den russischen Schlachtfeldern fallen, sondern im Bereiche der Seele der europäischen Menschheit. Wenn zur äußern militärischen Überwindung des russischen Bolschewismus die innere Überwindung seines Geistes im europäischen Menschen hinzukommt, dann hat die letzte Stunde des Bolschewismus geschlagen — vorher nicht.

## Der sozialphilosophische Gehalt von General Wille's Lehre und Werk.

Von W. A. Jöhr.

Der Titel dieses Aufsatzes mag überraschen. Was hat General Wille's Werk mit Sozialphilosophie zu tun? Gewiß, Wille war der große Reformator unseres Wehrwesens. Er hat es herausgerissen aus den Bahnen der Scheinarbeit und der Gemütlichkeit, indem er unerbittlich das Kriegsgenügen zum einzigen Maßstab aller militärischen Arbeit gemacht hat; er hat die Armee während des Weltkrieges als ihr Oberbefehlshaber kraftvoll geführt. Aber lag so sein Wirken nicht ausschließlich auf praktischem Gebiete und galt nicht seine fruchtbare Tätigkeit als Militärschriftsteller einzig dem einen praktischen Ziele: der Hebung der Wehrkraft unseres Landes?

Große Werke, seien es die Werke des Staatsmannes, des Künstlers, des Gelehrten, des Heerführers, haben ihre Heimat stets in der Zone des Geistes. Der Geist gibt diesen Männern die Anregung zu ihrem Schaffen, im Geiste nur finden sie die feste Linie, die sie befähigt, allen Schwierigkeiten und Widerständen zum Trotz geradeaus zu schreiten, der Geist verleiht ihnen Kraft, andere zu überzeugen und zur Nachfolge zu entflammen. Selbst dort, wo die Anregung unmittelbar der Erfahrung des tätigen Lebens entspringt, wird aus ihr erst durch die Läuterung im Schmelzofen des Geistes die schöpferische Leistung. Wie wäre eine Reform des Wehrwesens denkbar, wenn sein Urheber nicht klar gesehen hätte in der Frage nach den Möglichkeiten, die im Menschen schlummern, in der Frage nach Art und Bedingungen zwischenmenschlicher Beziehungen, in der Frage nach Aufgabe und Substanz der menschlichen Gemeinwesen. Beantwortet werden diese Fragen von jener Disziplin, für die sich die Bezeichnung „Sozialphilosophie“ eingebürgert hat.

Wer allerdings die von Edgar Schumacher herausgegebenen „Gesammelten Schriften“<sup>1)</sup> des Generals gelesen hat, den wird der Titel

<sup>1)</sup> General Ulrich Wille, Gesammelte Schriften, herausgegeben von Edgar Schumacher. Frey & Wasmuth, Zürich 1941.

Bei den folgenden Zitaten aus den „Gesammelten Schriften“ wird im Text die Seitenzahl in Klammern beigefügt.

dieser Arbeit nicht mehr überraschen, denn dieser Einblick in Wille's Werk ließ ihn nicht nur den Reichtum seiner Gedanken, sondern auch viele Einsichten, die weit über das rein Militärische hinausreichen, kennen lernen. — Ich werde im folgenden Wille möglichst weitgehend selbst zum Worte kommen lassen. Es geschieht dies nicht nur deshalb, weil seine sozialphilosophisch bedeutsamen Auffassungen möglichst getreu wiedergegeben werden sollen, sondern weil auch jedes Nacherzählen der Wucht seiner Gedanken Abbruch tun müßte.

Was ist entscheidend für die Kriegstüchtigkeit einer Armee? Ist es die Vollkommenheit der Waffen, der Stand der Kriegstechnik, die Größe der Truppenbestände, die Weisheit der Strategie, die Richtigkeit der taktischen Auffassungen, die Zweckmäßigkeit der Heeresorganisation, die Höhe der Vorräte an Kriegsmaterial und Rohstoffen? Dies ist die wichtigste Frage nicht nur für den Heerführer, sondern auch für die Staatsmänner, ja im Grunde für das ganze Volk. Wille's Antwort ist eindeutig: „Nicht die vollkommenen Waffen oder die numerische Überlegenheit oder die Anordnung der obersten Leitung sichern an erster Stelle den kriegerischen Erfolg, sondern der Geist, der die Armee beseelt“<sup>2)</sup>, schreibt er wenige Tage nach Ausbruch des Weltkrieges. Diese Antwort gibt uns aber auch den Schlüssel zum Verständnis seiner sozialphilosophischen Auffassung. Es ist der Geist, der Form und Gehalt der menschlichen Gemeinwesen und Verbände bestimmt. Diesem Gedanken hat Wille immer wieder Ausdruck verliehen. So nennt er denn als „Hauptaufgabe des Instructors“ die „Erschaffung soldatischen Wesens und Denkens, das ist des militärischen Geistes“ und betont, dies sei „so sehr seine Hauptaufgabe, daß alles Wirken als Lehrer dem gegenüber nur von ganz nebensächlicher Bedeutung“ sei (478). Noch deutlicher tritt Wille's Ansicht von der alles entscheidenden Bedeutung des Geistes zutage in seiner Beurteilung der Ursachen des Zusammenbruches Preußens im Jahre 1806: „Die Truppen, die dort geschlagen wurden und die Hälfte ihres Bestandes verwendeten, um die Vornestehenden am Desertieren zu verhindern, das waren stehende Truppen, hervorgegangen aus der höchsten Schule der militärischen Bildung. Dasjenige aber, was allensamt fehlte, das war der friderizianische Geist. — Die Form war geblieben, der Geist war verschwunden!“ (137).

Es kann wohl kaum zweifelhaft sein, welches die Quelle von Wille's geistiger Haltung ist, der er sein ganzes Leben die Treue wahrte. Es ist jene große philosophische Bewegung, die mit Kant anhub und in Hegel ihren Abschluß fand und die man gemeinhin als „Deutschen Idealismus“ bezeichnet. Leider geben die biographischen Notizen, die Schumacher den „Gesammelten Schriften“ Wille's beigegeben hat, keinen Aufschluß darüber, ob Wille sich mit den Denkern des deutschen Idealismus

<sup>2)</sup> Als Leitspruch seines Werkes zitiert bei Brunner Karl, Heereskunde der Schweiz, 2. A. 1940.

selbst befaßt hat. Aber wir wissen aus vielen Äußerungen Wille's, daß er die geistigen Grundlagen des preußischen Heeres, das sich in den Kriegen von 1866 und 1870/71 als das beste der Welt erwies, erforschte. Das preußische Wehrwesen verdankte seine Regeneration vor den Befreiungskriegen und seine spätere fruchtbare Entwicklung in starkem Maße jenen Kräften, die der deutsche Idealismus in den führenden Männern weckte. Vor kurzem hat Mette in seinem Buche „Vom Geist deutscher Feldherren“<sup>3)</sup> dargelegt, wie die großen Heerführer und militärischen Denker: Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz, Moltke von der Gedankenwelt des deutschen Idealismus und der deutschen „Klassik“ erfüllt waren und wie deutlich das in ihren Werken in Erscheinung tritt. Wille hat diese Denker gründlich studiert. Die Spuren dieses Studiums finden sich in seinem ganzen Schrifttum. So zitiert er in einer Auseinandersetzung mit dem deutschen Sozialistenführer Bebel den Ausspruch Gneisenaus: „Begeistere das Menschengeschlecht erst für seine Pflicht, dann für sein Recht“ (382). Und für den Instruktoren erachtet er die folgenden Worte Scharnhorsts als wegleitend: „Der Geist ist der beste Hebel des Heeres, ohne ihn helfen alle Paradekünste, alle noch so sinnreichen Kompositionen und Evolutionen im Augenblicke der Entscheidung nichts. Das Heer bleibt ohne Geist eine bloße Maschine, ein Räderwerk von Automaten, das den Führer im Stich läßt. Dieser Geist entsteht nicht von selbst, er muß durch äußere und innere Mittel geweckt, der Krieg im Frieden vorbereitet werden“ (478).

Der wahre Geist, der Land und Heer Kriegstüchtigkeit verleiht, kann niemals ein Geschenk des Augenblickes sein. Bei der Behandlung der Gründe für die Niederlage der Griechen im türkisch-griechischen Kriege von 1897 führt Wille aus, wie weder der ursprüngliche persönliche Mut, noch das Bewußtsein, einen „heiligen Krieg“ zu führen, noch die bis zum höchsten Grade der Erhitzung gesteigerte patriotische Begeisterung Kriegsgenügen verbürgen, ja sie reichen nicht einmal dazu aus, um gegenüber überlegener Disziplin und Schulung der Truppe und überlegener Führung die Waffenehre zu wahren (358). Nur dann hält der Geist dem Ansturm des Krieges stand, wenn er zutiefst im Menschen verankert ist. So wird bei Wille die Erziehung zur Hauptaufgabe in der Vorbereitung auf den Krieg. „Über... der Ausbildung versäumen wir aber gänzlich oder, zum wenigsten, wir vernachlässigen in hohem Grade die Hauptsache bei der Vorbereitung der Truppe für den Krieg, die Erziehung“ (145). Früher suchte man die Kriegstüchtigkeit mit Drill und Strafe zu erreichen. „Erst die großen Erfolge der erzogenen preußischen Armee gegenüber Gegnern, die nur gedrillt waren, ließen die Bedeutung der Erziehung erkennen und brachten zum Verständnis, daß Drill und Erziehung nicht Synonyme seien“.

Dieser Glaube an die Macht der Erziehung ist ein Erbstück der idealistischen Philosophie. Er findet seinen schönsten Niederschlag

<sup>3)</sup> Mette Sigfrid, Vom Geist deutscher Feldherren. Genie und Technik 1800—1918. Mit einem Vorwort von U. Wille. Zürich 1938.

in Platos „Politeia“, wo die Krieger und Herrscher nach einem Erziehungsplane herangebildet werden, der ihr halbes Leben umspannt; er äußert sich besonders eindrücklich auch in Fichtes „Reden an die deutsche Nation“, in der er die Vision eines Erziehungsstaates erstehen läßt. Aber im Gegensatz zur Pädagogik der Aufklärung ist das Ziel der idealistischen Erziehung nicht die freie Entfaltung aller menschlichen Anlagen und Triebe, sondern die Formung des Menschen zu einem bestimmten Idealbild. Fichte hat dies in folgende treffende Ermahnung an den Erzieher gekleidet: „Willst du etwas über ihn (sc. den Jüngling; W. A. J.) vermögen, so mußt du mehr tun, als ihn bloß anreden, du mußt ihn machen, ihn also machen, daß er gar nicht anders wollen könne, als du willst, daß er wolle“<sup>4)</sup>.

Von der Schwierigkeit der Erziehung gab sich Wille volle Rechenschaft. „Ausbilden und dozieren ist weitaus bequemer als erziehen“ (146). Wegen des großen Zeitbedarfes der Erziehung vor allem setzt sich Wille für eine Verlängerung der Rekrutenschulen ein. „Das militärische Wesen läßt sich nicht anpredigen, es muß durch Eingewöhnung erworben sein, sonst ist es nicht zuverlässig und hat keine Dauer. Unsere jetzige Rekrutenschule ist dafür zu kurz, das hat man schon 1874 gewußt, als man ihre Dauer festsetzte. — Weil in dieser kurzen Zeit noch all das Können und Wissen, das der Soldat zu eigen haben muß, erlernt werden sollte und deswegen die Zeit überladen ist, ist das Resultat in soldatischer Erziehung noch unvollkommener, als vielleicht sonst in dieser Zeit möglich wäre“ (140). Und in seinem Bericht an die Bundesversammlung schreibt der General: „Die Rekrutenschulen bedürfen einer Verlängerung auf mindestens vier Monate, richtiger auf sechs Monate. Der Glaube, der junge Schweizer könne in der bisherigen kurzen Zeit zum Soldaten erzogen und in den notwendigen Fertigkeiten ausgebildet werden, ist falsch“<sup>5)</sup>.

Das Bildungsziel der militärischen Erziehung ist der Soldat, ihre erste Aufgabe die Erziehung zur Disziplin. Gegen mangelnden Ernst und Gemütlichkeit in militärischen Dingen hat Wille Zeit seines Lebens gekämpft, denn sie verhindern die Erschaffung jener Disziplin, die allein dem Kriege gewachsen ist. Wille scheute sich nicht, die Frage aufzuwerfen, „ob überhaupt beim Milizverhältnis in einem modernen, ultra-demokratischen Staatswesen diese militärische Disziplin möglich ist?“ (295). Wille beantwortet diese Frage positiv, vor allem gestützt auf seine Erfahrungen als Reorganisator der Kavallerie. Aber auf der andern Seite vergißt er nie, daß die „Schaffung der Wehrfähigkeit eines Landes“ etwas ist, „das in ruhigen Zeiten nie möglich ist, ohne etwa das Unbehagen einzelner Volksschichten zu erregen“ (360). Empört über die mangelnde Unterstützung durch die Volksvertreter, führt er während des Weltkrieges in einer Ein-

<sup>4)</sup> Fichtes Werke, ed. Medicus, Bd. 5, S. 393.

<sup>5)</sup> General U. Wille, Bericht an die Bundesversammlung über den Aktivdienst 1914/18, Zürich 1919, S. 71.

gabe aus: „Das der Entwicklung unseres Wehrwesens zum Kriegsgenügen Hinderlichste ist der tief eingewurzelte naive Glaube, wir könnten unser Wehrwesen so einrichten und betreiben, wie uns zusagt, während bei uns wie bei allen andern Völkern und zu allen Zeiten das Wehrwesen so eingerichtet und betrieben werden muß, wie der Krieg verlangt. Darüber, was der Krieg verlangt, ist keine Täuschung möglich“ (535).

Die wahre Disziplin läßt sich mit äußeren Mitteln nicht erreichen, sie muß wurzeln in der unerschütterlichen Zuverlässigkeit des Soldaten, in dem „bis zur höchsten Kraft des Individuums entwickelten Pflichtgefühl“, in der Achtung des Vorgesetzten und seines Befehls. In langer „Eingewöhnung“ muß diese Haltung dem Soldaten zur zweiten Natur werden, nur dann wird jenes Ergebnis eintreten, das Wille mit folgenden Worten charakterisiert: „Sowie die Pflicht ruft, wird alles andere Denken absorbiert von der Gewohnheit: mit aller Konzentration der Willensenergie und des Denkvermögens die Pflicht vollkommen auszuführen“ (462). Aber die Eingewöhnung allein kann nicht genügen; „der Soldat muß die Dienstleistung als Ehrensache auffassen“, schreibt der General in seinen „Grundsätzen für das Verfahren bei der Rekrutenausbildung“, und er fährt fort: „also hat die Rekrutenausbildung im Manne strenge Begriffe einzupflanzen über das, was man von ihm als Soldat erwartet“ (510). Der Vorgesetzte kann aber das Ehrgefühl des Untergebenen nur wecken und pflegen, wenn er es selbst auch respektiert. „Männlichkeit läßt sich nie entwickeln durch Vorgesetzte, welche das Recht der Persönlichkeit der Untergebenen mißachten und welche Ehre und Selbstgefühl als etwas betrachten, um das man sich nicht zu kümmern braucht“<sup>6)</sup>. Das dritte, dessen es bedarf, um den Soldaten zur Disziplin zu erziehen, ist das Wohlwollen des Vorgesetzten. Diese beiden sittlichen Momente der Erziehung faßt Wille in die schönen Worte zusammen: „Wer seine Truppe erziehen will, muß sie lieben und ehren“<sup>7)</sup>.

Die Kriegstüchtigkeit erfordert neben der Disziplin auch die innere Sicherheit des Soldaten. Er muß das Gefühl haben, daß er sein Handwerk tatsächlich beherrscht. Er darf deshalb „in Fertigkeiten und Wissen nur soviel lernen, als er in der zur Ausbildung gewährten Zeit vollständig zu eigen erwerben kann; jedes mehr, das nicht vollständig zu eigen erworben wird, ist nicht bloß unnützer Ballast, es ist mehr, es ist schädlich, es bewirkt Hamletwesen und macht unfähig zum entschlossenen Handeln“ (304). Einen Hauptfehler unserer Ausbildungsweise erkennt Wille in der unverhältnismäßig großen Bedeutung, die dem theoretischen Unterricht beigelegt wird. Wie Pestalozzi, so ist auch Wille, wenigstens für das militärische Gebiet, ein Feind nicht nur des Vielwissens, sondern auch

<sup>6)</sup> „Ausbildungsziele“, erlassen vom Militärdep., 1908, beruhend auf einer Vorlage Wille's; in Gesammelte Schriften, S. 210.

<sup>7)</sup> „Ausbildungsziele“, Gesammelte Schriften, S. 210.

jenes Wissens, das sich nicht auf die geübte Arbeit bezieht. Besonders lehrreich sind Wille's Äußerungen über das Verhältnis von Wissen und Können. Bei der militärischen Ausbildung ist „die Erwerbung des Könnens die Hauptsache und das Wissen nur dienende Sklavine zur Erschaffung des Könnens! . . . und wo es nicht möglich ist, das Können weiter zu fördern, muß, so paradox das auch klingen mag, auch das Wissen, das man wohl noch weiter fördern könnte, zurückbleiben! Wenn bei Leuten, deren ganze Tätigkeit im praktischen entschlossenen Handeln besteht, das Wissen weit größer ist als das Können, so befähigt man sie wohl zu verblüffend scharfsinnigen Kritiken des Handelns anderer, aber zum eigenen Handeln macht man sie impotent und zaghaft“ (304 f.).

Das Können schafft die innere Sicherheit. Diese ist die Grundlage nicht nur des Selbstvertrauens, sondern der Entschlossenheit, ja auch der Tatkraft. Über dieses militärische Können muß sich nicht nur jeder Soldat, jeder Truppenführer und Instruktor, es müssen sich auch die verantwortlichen Führer des Staates klare Rechenschaft geben. „Auf keinem anderen Gebiete sind aber die Folgen der Macht von Schlagworten und Phrasen so furchtbar verderblich, wie auf dem Gebiete des Wehrwesens“ (356), denn in der Regel wird erst der Krieg ihre Hohlheit erweisen. „Nichts anderes scheinen wollen, als was man ist und als man sein kann, muß zur Grundlage aller Reformen unseres Wehrwesens gemacht werden“ (181). Dieses Bekenntnis zur Selbsterkenntnis und Wahrhaftigkeit darf man wohl als Leitspruch von Wille's ganzem Wirken bezeichnen.

Dem Können weist Wille noch zwei weitere Funktionen im geistigen Gefüge einer Armee zu. Das Können schafft das Selbstvertrauen des Vorgesetzten, das sich in jener unwillkürlichen Sicherheit der Haltung auswirkt, die ohne weiteres Autorität gewährt: „So nur erhalten wir Offiziere, die durch die kühle Sicherheit ihres Auftretens und Handelns, durch ihre Entschlossenheit und Festigkeit den Untergebenen Vertrauen einflößen und imponieren!“ (305). Nur wenn der Truppenführer Vertrauen hat in Disziplin und Können seiner Truppe, wird er sie kraftvoll führen und zu kühnen Unternehmungen einsetzen können.

Der Vorgesetzte muß aber nicht nur Vertrauen in seine Untergebenen besitzen, er muß ihnen auch Vertrauen schenken. Vor allem muß der Vorgesetzte immer die Selbständigkeit seiner Unterführer anerkennen. Aber vorerst muß der Unterführer zur Selbständigkeit erzogen werden. Gerade hierin wirkte schon der junge Wille als Instruktor der Artillerie bahnbrechend, indem er den Milizoffizier völlig von der vorher üblichen Bevormundung durch die Instrukturen befreite. „Unsere Übungen mit der Truppe sind viel zu kurz und das Avancement von einem Grad in den andern geht viel zu rasch. Um so mehr muß bei uns das Schwergewicht bei der Führerschaft auf die Erziehung zur Selbständigkeit im Denken und Handeln gelegt werden“ (253). Deshalb macht sich auch Wille die Lehre Moltkes zu eigen, der Befehl solle „nur das enthalten, das der

Untergebene nicht aus eigener Machtvollkommenheit veranlassen kann“ (257). Genau den gleichen Grundsatz will der General auch in der staatlichen Verwaltung angewendet wissen. „Selbständigkeit und Unabhängigkeit gegenüber der Person des Vorgesetzten (ist) nicht bloß das höchste Gut des treuen Beamten, sondern auch geradezu ein Teil seiner Amtspflichten“ (189). Keine große Organisation kann ohne Selbständigkeit der Unterinstanzen funktionieren. Wird die Selbständigkeit nicht gewährt, so zwingt die Not der Umstände die Unterinstanzen, sie sich anzumaßen, aber damit muß der oberste Chef die Zügel aus der Hand verlieren. Er kann den Überblick nur bewahren, wenn das selbständige Handeln der untern Instanzen „auf dem festen Gefüge der gesetzlich geregelten Kompetenzen beruht“ (189). In seinem letzten Aufsatz „Kriegslehren“, den Wille wohl als sein Vermächtnis betrachtet hat, entwickelt er, wie der deutsche Sieg im Krieg von 1870/71 gerade dieser Selbständigkeit der Unterführer zu verdanken war, ja wie ohne sie die Moltke'sche Strategie, das „getrennt marschieren und vereint schlagen“, gar nicht möglich gewesen wäre.

Alle militärische Erziehung dient bei Wille so dem einen Ziel: der Bildung des Charakters: „Charaktere soll man erziehen, das ist das Alpha und Omega aller militärischen Ausbildung, und alles was Vertrauen zu sich selbst und zu dem militärischen Gefüge und zu den Kampfmitteln erschafft, hat als obersten ethischen Zweck, dem schwachen, allen Einflüssen zugänglichen menschlichen Charakter zu helfen, fest und stark zu sein“<sup>8)</sup>. Dieses Ziel gilt nicht nur für den Soldaten, es gilt hinauf bis zum höchsten Heerführer. Keine andre Kunst kann, wie die Truppenführung, mit so leicht zu erlernenden Mitteln und Kunstgriffen arbeiten, und dennoch ist sie für Wille die höchste Kunst, „denn bei ihr liegt das Können einzig im Charakter“ (254).

Daß Wille's Grundsätze der militärischen Erziehung tief in das Gebiet des *allgemein Menschlichen* vorstoßen, geht aus den bisherigen Darlegungen ohne weiteres hervor. Wille hat sie auch selbst so gedeutet. Was ist die entscheidende Ursache für Sieg oder Niederlage im Kriege? Es ist „das durch Erziehung bis zur höchsten Potenz gesteigerte Manneswesen beim höchsten Führer bis hinunter zum letzten Trommler“ (587). Die Erschaffung von Pflichtbewußtsein, Zuverlässigkeit, Sicherheit, Selbstvertrauen, Tatkraft, Selbständigkeit, Initiative, Mut und Kühnheit: darin sieht Wille nur die Entwicklung *wahrer Männlichkeit*. „Erziehung des Mannes zum Manne“ (304) ist der letzte Sinn aller militärischen Erziehung. — Bedarf die Gesellschaft nur im Bezirke des Militärischen des mannhaften Charakters? Keinesfalls! Daß so Wille's militärische Grundlehren eine allgemeine Tragweite erlangen, springt ohne weiteres in die Augen.

<sup>8)</sup> Wille, *Moderne Hilfsmittel der Truppenführung*, in: *Allgemeine Schweizerische Militärzeitung*, 1907, No. 22.



Bevor wir aber die Auswirkungen von Wille's Lehren auf den außermilitärischen Bereich verfolgen, wollen wir uns noch Rechenschaft geben von der historischen Bedeutung, die ihnen beigemessen werden muß. Wenn uns auch heute der geschlossene Aufbau von Wille's Erziehungslehre einen tiefen Eindruck macht, so sind uns doch viele seiner Forderungen zur Selbstverständlichkeit geworden. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir als Soldaten selbst schon weitgehend in Wille's Geist erzogen wurden, daß die beiden gewaltigen Weltbrände, die unsere Generation erlebt hat und noch erlebt, unser Auge für das Soldatische ungemein geschärft haben. Wille wirkte und lehrte in einer Zeit, in der Tendenzen triumphierten, die den Werten des Soldatentums feindlich waren. Der Glaube an die siegreiche Kraft des Geistes wich dem Materialismus, für den das Geistige nur der Reflex ökonomisch-sozialer Zustände war. Immer mehr erblickte man in der Technik den für die gesellschaftlichen Beziehungen maßgebenden Faktor; ja während der vergangenen Weltwirtschaftsdepression entstand in Amerika eine technokratische Staats- und Gesellschaftslehre. Die „Materialschlachten“ des Weltkrieges schienen sogar jener Auffassung recht zu geben, die im Material den maßgebenden Faktor der Kriegsführung sehen wollte. Straffe Zucht galt immer mehr als verfehlte Erziehungsweise, die den Menschen mit Hemmungen und Komplexen belastete, die nicht nur seinem „Glück“ im Wege stehen, sondern ihn direkt für das Leben unbrauchbar machen; nur die freie und ungebundene Entwicklung lasse den Menschen harmonisch und damit groß und glücklich werden. Die utilitaristische Begründung des Staates führte zusammen mit dem Gleichheitsgedanken und dem den Glauben gefährdenden Siegeszug der Naturwissenschaften zu einer Verneinung aller Autorität. Nach einem Jahrhundert fast ununterbrochenen Friedens und wirtschaftlichen Aufstiegs drohte der Wehrwille zu erschlaffen; besonders auch im Schweizervolk begann sich der Sinn für die Erfordernisse des Krieges zu trüben. Dazu trat jener rationalistische Glaube, daß es im Willen des vernunftbegabten Menschen liege, den Krieg überhaupt zu verhindern, jener Glaube, aus dem vor allem die sich immer mehr verbreiternde pazifistische Bewegung ihre Nahrung zog.

Fast alle Sozialwissenschaftler, Schriftsteller und Politiker haben diesen Strömungen erhebliche, ja oft sehr weitgehende Konzessionen gemacht. Wille dagegen hat, völlig unbeirrt vom Geiste seines Zeitalters, die Eigenart des Soldatentums erfaßt und ist für dieses mit seiner ganzen starken Persönlichkeit eingestanden. Hierin liegt seine geistesgeschichtliche Größe. Hierin liegt aber auch der Grund, weshalb uns seine Schriften heute so modern und aktuell anmuten.

Männlichen Wesens bedarf nicht bloß die Armee, alle Gebiete des öffentlichen Lebens bedürfen seiner: Staat und Politik, Wirtschaft, Rechtspflege, Wissenschaft, Volksunterricht. Aber allein das Wehrwesen vermag es zu erschaffen, denn im Kriege allein ist es der

entscheidende Faktor. Und die Erziehung zum vollen Manneswesen stellt so schwere Anforderungen, daß sie nur im Bewußtsein eines drohenden oder zumindest möglichen Krieges vollbracht werden kann, denn „im Kriege wird die Kraft des Volkes der schwersten Probe unterworfen“<sup>9)</sup>. Deshalb muß jeder Staat „ein Heer haben und muß als eine der obersten staatlichen Aufgaben ansehen, dasselbe zu größtmöglicher Vollkommenheit und Schlagfertigkeit zu bringen, sonst verfault er innerlich. Das ist eine Binsenwahrheit, die die Geschichte aller Völker in allen Zeiten lehrt“ (535). Nur wenn er dieser Aufgabe voll nachkommt, besteht die Gewähr, daß Männer an die leitenden Stellen kommen, die in schwierigen Lagen nicht versagen (437). Wille belegt dies eindrücklich am Beispiel des Untergangs des alten Berns: der „Mangel an Saft und Kraft, an Kopf und Herz bei den leitenden Staatsmännern“ ist die unmittelbare „Folge jener allgemeinen Denkweise, die das vaterländische Wehrwesen vernachlässigte“ (437). Wie die Pflege des Wehrwesens das staatliche Leben kräftigt, so befruchtet sie auch die Wirtschaft, sie stärkt nicht nur das Volk, sondern auch den Einzelnen für den „Konkurrenzkampf auf wirtschaftlichem Gebiete“ (436, 535). In dieser Weise dient das Heerwesen zur „Erhaltung der inneren Gesundheit der Nation“ (438, 557).

In diesem Zusammenhang begegnen wir auch interessanten geschichtsphilosophischen Perspektiven. Die Pflege des Wehrwesens ist Ausdruck der Kraft, die in einem Volke wohnt. Nur jenes Volk kann die Probe des Krieges bestehen, „das kerngesund, opferfreudig und von patriotischer Gesinnung erfüllt ist“<sup>10)</sup>. Die Geschichte aller Völker in allen Zeiten lehrt, „daß diejenigen Völker, die den Zenith ihrer Lebensbahn überschritten haben, ihr Wehrwesen vernachlässigten und daß bei den andern, die nach aufwärts streben, die Pflege des Wehrwesens als die oberste Aufgabe des Staates erkannt wird“ (437). Nicht nur der Krieg, nicht nur die Vorbereitung auf den Krieg, auch der Krieg der Nachbarländer vermag ein Volk stark zu machen, wenn es den Forderungen Gehör schenkt, deren Unerbittlichkeit das Kriegsgeschehen erneut unter Beweis stellt. Während des Weltkrieges mahnt Wille, es sei ein Irrtum, zu glauben, daß das Schweizervolk, auch wenn es nicht in den Krieg hineingezogen wird, nicht in seinem Wesen von dem furchtbaren Völkerkrieg beeinflusst wird: „entweder wird die Volksseele größer und kräftiger, es wachsen in ihr die Eigenschaften, die, wenn man in den Krieg hineingezogen wäre, befähigt hätten, ihn mit Ehren zu bestehen, oder das Gegenteil sei der Fall, der Glaube, man könne bleiben, wie man war, führe unrettbar zu tieferem Herabsinken“ (557).

Diese geschichtsphilosophische Sicht Wille's weist eine überraschende Ähnlichkeit mit derjenigen Machiavelli's auf. Nun kennt man in der

<sup>9)</sup> „Ausbildungsziele“, Gesammelte Schriften, S. 207.

<sup>10)</sup> „Ausbildungsziele“, Gesammelte Schriften, S. 207.

Regel von Machiavelli nur das, was man als „Machiavellismus“ verdammt: seine Lehre von der Unterwerfung der individuellen Moral unter die Staatsraison. Um gar kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, betone ich, daß Wille in den Fragen der staatlichen Politik, wie wir sofort sehen werden, einen Standpunkt vertritt, der dem „Machiavellismus“ diametral entgegengesetzt ist. Machiavellis Geschichtsphilosophie ist dagegen wenig bekannt. Nach ihr ist bestimmend für Wert und Schicksal einer Nation ihre Lebenskraft, ihre „virtù“, wie es Machiavelli nennt<sup>11)</sup>. Diese „virtù“ ist die organisierte Energie eines Gemeinwesens; in ihr kristallisieren sich nicht nur die sittlichen Kräfte eines Volkes, sondern auch seine Gesetzgebung und seine Wehrverfassung. Jenes Volk, in dem die „virtù“ wohnt, wird aufsteigen und mächtig werden, jenes Volk, das von ihr verlassen ist, wird schwach und zerfällt. Machiavelli hat seinen Begriff der „virtù“ gebildet in Anlehnung an den antiken Begriff der virtus. In dieser spezifisch römischen Haltung, die man als „Bürgertugend“ ganz unzulänglich umschreibt, erkannte Machiavelli die Voraussetzung für den Aufstieg Roms zur Weltmacht. Diese virtus ist nun aber gar nichts anderes als das von Wille geforderte Manneswesen. Der Einklang erstreckt sich bis auf die sprachliche Bildung der beiden Worte.

Aber auch sonst finden sich auffallende Parallelen. Nach der Anschauung Machiavellis macht der Krieg „alle Energie eines Volkes lebendig und stählt sie. Rom hatte beinahe ständig Heere im Felde stehen, und zwar eigene Heere, in denen alle Schichten der Bevölkerung vertreten waren. Daher war es immer reich an tüchtigen Männern, und das Talent fand stets ein Feld der Tätigkeit. Im Frieden fehlt diese scharfe Anspannung der Kräfte“<sup>12)</sup>. Auch Machiavelli dachte hoch von der Erziehung. In seiner „Kriegskunst“ steht der Satz: „Die Natur bringt wenig mutige Menschen hervor, erzieherische Kunst und Übung sehr viele. Die Zucht vermag im Kriege mehr als die Kampfeswut“<sup>13)</sup>. Machiavelli betont ebenfalls den relativen Wert von technischen Verbesserungen, wie auch von Befestigungen; ja, ein Wort wie das folgende könnte bei entsprechender Abwandlung auf neuzeitliche Probleme von Wille selbst stammen: „Aus allem Vorhergehenden ziehe ich den endlichen Schluß, daß das Geschütz in einem Heere, wo die Tapferkeit der Alten zu finden ist, nützlich, ohne diese Tapferkeit aber gegen ein tapferes Heer völlig unnütz ist“<sup>14)</sup>. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß Machiavelli auch ein Befürworter des Volksheeres war.

<sup>11)</sup> Vgl. Mayer, E. W., Machiavellis Geschichtsauffassung und sein Begriff virtù, 1912, S. 14 ff., 80 f., 83 ff. — Meinecke, Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte. 1924.

<sup>12)</sup> Mayer, a. a. O., S. 102.

<sup>13)</sup> Zit. bei Mayer, a. a. O., S. 103.

<sup>14)</sup> Machiavelli, Vom Staate oder Betrachtungen über die ersten zehn Bücher des Tit. Livius, übers. von Ziegler, 1832; 2. Buch, 17. Kap.

Ich weiß nicht, ob Wille sich in die Werke Machiavellis vertieft hat. aber der deutsche Idealismus, in dem wir den geistigen Hintergrund von Wille's Lehren erkannt haben, erblickte in Machiavelli trotz aller grundlegenden Unterschiede einen kongenialen Denker. Fichte hat mit einem Aufsatz über „Machiavell“ eine Ehrenrettung des Vielgeschmähten versucht. Er kommt darin auch auf seine „Kriegskunst“ und seine Skepsis gegenüber dem Wert der Artillerie zu sprechen. Dieser Abschnitt veranlaßte Clausewitz zu einem Brief an Fichte, in dem er betont, er habe „bei Machiavell in Kriegssachen oft ein überaus gesundes Urteil und manche neue Ansicht gefunden“<sup>15)</sup>. Clausewitz schließt seinen Brief an Fichte mit folgenden Worten: „Ich bekenne, daß ich eine sehr hohe Vorstellung von der Überlegenheit einer solchen Kriegsort habe, in welcher kriegerische Tugend das ganze Heer in seinen kleinsten Teilen belebt... und daß ich glaube, sie werde jede andere Kriegskunst, ein wie vollkommenes Produkt des Verstandes sie auch wäre, überwältigen... Verzeihen Sie mir diese offenherzige Mitteilung... Ist nur ein Funke Wahrheit darin enthalten, so wird sein schwacher Schimmer dem großen Philosophen... nicht entgehen, dem durch ein schönes Vorrecht der Zutritt offen steht zu dem Innersten, zu dem Geiste jeder Kunst und Wissenschaft“<sup>16)</sup>. Diese Worte sind deshalb für uns besonders aufschlußreich, weil sich Clausewitz in ihnen bekennt zu jenen Gedanken, die auch Wille's Werk bestimmen: zur Überlegenheit der virtus über alle anderen militärischen Faktoren und zum Geiste als der Substanz menschlichen Wirkens.

Wille hat auch in den Fragen des politischen Lebens vielfach Stellung bezogen. Wenn auch den Anlaß hierzu immer wieder die Schwierigkeiten boten, die sich beim Kampf für die Hebung unserer Wehrkraft vor ihm aufstürmten, so stehen doch seine Äußerungen über das Politische in vollem Einklang mit seinem übrigen Denken.

Wie Wille in dem zur höchsten Potenz gesteigerten Manneswesen den entscheidenden Faktor der Kriegstüchtigkeit, der ohne Unterschied für alle Heeresformen gilt, herausgeschält hat, so lassen seine Ansichten über Probleme der Politik darauf schließen, daß auch hier sein Geist vordrang bis zu jenem Kern der Politik, der in allen Staatsformen zu finden ist. Das Grunderfordernis aller Politik ist für Wille ganz einfach der Charakter der führenden Männer. Für den Charakter des Politikers sind die bestimmenden Momente, trotz gewissen Verschiebungen in den Nuancen, im Grunde die gleichen wie beim Soldaten: Mut, Offenheit, Verantwortungs- und Pflichtbewußtsein. Dies mögen die folgenden Worte belegen: „Niemals dürfen wir uns durch den Glauben, daß die Räte und

<sup>15)</sup> Joh. Gottl. Fichte, über Machiavell, als Schriftsteller, und Stellen aus seinen Schriften, 1807; neu herausgeg. von Schulz mit einem Briefe Carls von Clausewitz an Fichte, 2. A., Leipzig, S. 60.

Den Hinweis auf diese Zusammenhänge verdanke ich P.-D. Dr. D. Brintmann.

<sup>16)</sup> a. a. D., S. 64 f.

das souveräne Volk nur ein bestimmtes Maß von Mehrleistung bewilligen werden, dazu bestimmen lassen, nur dies zu verlangen, wenn es weniger ist als wir für geboten erachten! — Würden wir so handeln, so wäre dies das Handeln unterwürfiger Diener eines Tyrannen, nicht das Handeln treuer Diener des Volkes! Der unterwürfige Diener macht sich seinem Herrn angenehm und unentbehrlich, indem er dem Herrn das vorschlägt, was dieser selbst will... Der treue Diener aber tut seinem Herrn diesen Dienst nicht, im Gegenteil: durch sein lautes Aussprechen der Wahrheit will er seinen Herrn zu seinem Besten zwingen, oder dann ihm das unangenehme Gefühl nicht ersparen, selbst volle Verantwortung dafür zu tragen“ (164), wenn er nicht leisten will, was die Erhaltung des Vaterlandes erfordert. In einem Briefe schreibt Wille, nur wenn jene Mentalität, deren Grundzug die Feigheit sei, zum Verschwinden gebracht werde, sei die Erschaffung voller Wehrtüchtigkeit möglich<sup>17)</sup>.

Wille ist aber auch durchdrungen von dem Gedanken, daß die offene und schonungslose Bekanntgabe der Wahrheit die Kraft zur Erneuerung verleiht: „... so führt die bittere Wahrheit unter allen Umständen, selbst wenn sie die schönsten Illusionen zerstört, die Selbstzufriedenheit mächtig verlegt, nur zur Abstellung von Übelständen und Mißbräuchen und ruft ein neues, frisches Blühen des von seinen dürren Ästen befreiten Lebensbaumes hervor“ (35). Aber die Voraussetzung dafür, daß die Wahrheit heilend wirkt, besteht in der Lebenskraft und der Gesundheit des Volkes; bewirkt die Wahrheit Entmutigung, so beschleunigt sie nur eine Katastrophe, die ohnehin eintreten muß. Trotz aller Enttäuschungen, die Wille bis am Schlusse seines Lebens erfahren mußte, hat er den Glauben an die innere Kraft unseres Volkes nie aufgegeben. Noch in seinen letzten Lebensjahren schreibt er: „Das Gesamtvolk ist unter der Kruste, die die Mentalität der Regierenden über sein Wesen gelegt, kerngesund geblieben“<sup>18)</sup>. Es sind wohl vor allem die eigenen Erfahrungen im Militärdienst, die Erfolge mit seiner Erziehungsweise, die ihm diese Überzeugung zur unverlierbaren Gewißheit werden ließen.

Bei anderen Staatsformen stehen sich Führung und Volksvertretung gegenüber; bei unserer Demokratie fehlt ein solches auf „Gewicht und Gegengewicht beruhendes Gleichgewicht“. Deshalb muß für uns die „Heiligkeit und Unantastbarkeit“ der Gesetze (170) oberstes Gebot sein. Da in der Referendumsdemokratie Gesetze nicht leicht abgeändert werden können, sollen diese nur die Grundprinzipien enthalten. „Das andere, der Ausbau, ist Sache seiner Diener“, die der Souverän, das Volk, „sich deswegen erwählt hat, weil er in sie das Vertrauen setzt, daß sie die ihnen gewährte Selbständigkeit nur zur verständnisvollen Ausführung

<sup>17)</sup> Wille, Brief an einen Offizier, abgedruckt bei: Schumacher, General Ulrich Wille. Sein Weg zur kriegsgenügenden Miliz. Zürich 1940, S. 77.

<sup>18)</sup> Aus einem Brief Willes, abgedruckt bei Schumacher, a. a. O., S. 73.

seines Willens benutzen“. Wie für das Verhältnis zwischen militärischem Vorgesetzten und Untergebenem, so postuliert Wille auch für die Beziehung zwischen Volk und Führer die Gewährung von Vertrauen und Selbständigkeit. Es ist bemerkenswert, wie Wille hier in der Frage der Beschränkung der Staatsallmacht aus seinem soldatischen Denken heraus eine Lösung findet, indem er der Exekutive Vertrauen und Selbständigkeit gewährt wissen will, sie aber moralisch auf die Unantastbarkeit von Verfassung und Gesetz verpflichtet. Diese Lösung steht sittlich höher als die übliche der gewaltenteiligen Verfassung, denn diese ist, wie W. Kägi richtig betont, „die Verfassung des prinzipiellen Mißtrauens; sie ist die ‚méfiance organisée‘“<sup>19)</sup>.

Deshalb betrachtet aber auch Wille die Stellung unserer Volksvertreter als „eine ungleich höhere, aber auch verantwortungsvollere als diejenige des Parlamentes anderer Staaten“ (153). Sie sollen sich nicht in erster Linie fühlen als Vertreter der Wünsche des Volkes, sondern als seine Führer (317). Glaubte auch Wille, daß wir mit der beständigen, aber behutsamen „Weiterentwicklung der direkten Volksherrschaft“ uns auf dem „Weg zu der besten Staatsverfassung“<sup>20)</sup> befänden, so sah er doch die Gefahren, die dem Volke von der Herrschaft der Parteien drohen, mit voller Klarheit, hatte er doch sein Leben lang und besonders auch als Oberbefehlshaber der Armee gegen die Folgen mangelnden Verantwortungsbewußtseins der Parteiführer anzukämpfen: „Auch wenn es sich bei den Wahlkämpfen um Prinzipien handelt, sind dies doch im Grunde Kämpfe um die Macht zwischen den Parteien, d. h. in Tat und Wahrheit zwischen Personen. Siege ich beim Volk mit dem von mir aufgestellten Prinzip, so komme ich an die Macht... Das ist dasjenige, was die Wahl- und Abstimmungskämpfe so korrumpierend macht, korrumpierend ganz besonders für diejenigen, die um die Macht kämpfen“<sup>21)</sup>. Unwillkürlich wird man hier an Gottfried Keller erinnert, der in seinem letzten Werke, im „Martin Salander“, auch diese Entartung des politischen Lebens geißelt, indem er die beiden strebsamen Zwillingbrüder Weidelich vor ihrem Eintritt ins politische Leben darum würfeln läßt, wer „Liberaler“ und wer „Demokrat“ werden solle.

In der Charakterbildung der führenden Elite mußte Wille das Heilmittel gegen diese Gefahren der Parteidemokratie sehen. Die eigentliche Charakterschule eines Landes ist aber die Armee. So hat die große Erziehungsarbeit, die Wille in der Armee und für die Armee geleistet hat, nicht nur auf militärischem Gebiete reiche Früchte gebracht, sie hat auch eine eminent politische Bedeutung.

\* \* \*

<sup>19)</sup> Oskar Werner Kägi, Zur Entstehung, Wandlung und Problematik des Gewaltenteilungsprinzipes, Zürich 1937, S. 248.

<sup>20)</sup> Aus einem Brief Wille's, abgedruckt bei Schumacher, a. a. O., S. 70.

<sup>21)</sup> Aus einem Brief Wille's, abgedruckt bei Schumacher, a. a. O., S. 70.

Ich hoffe, mit meinen Ausführungen gezeigt zu haben, wie Willes Gedanken innerlich zusammenhängen, so daß sie zu einem sozialphilosophischen System vereinigt werden können. Damit ist aber auch der Beweis erbracht, daß das Soldatische — auch wenn es sich in erster Linie mit dem Kern und nicht mit den Formen des Gesellschaftlichen befaßt — inhaltsreich genug ist, um einer Gesellschaftsordnung als Fundament zu dienen.

Seit dem Zusammenbruch der mittelalterlichen Weltordnung wurde in Europa die Gestalt der gesellschaftlichen Ordnung bestimmt durch die sich in immer rascherer Folge ablösenden Ideologien. Zwar wurde auch die Gedankenwelt des Soldatentums in diesen Kampf der politischen Ideen verwickelt, obwohl sie von Hause aus unabhängig von der ideologischen Sphäre ist. Däniker sieht zweifellos richtig, wenn er schreibt: „Die Völker finden ihre nächste Zukunft auf dem Wege des Soldatentums“<sup>22)</sup>. Dies wird nicht nur deshalb geschehen, weil das Soldatentum heute die entscheidende Rolle spielt und sich diese Bedeutung über den Krieg hinaus in die Zukunft projizieren wird, nicht nur deshalb, weil der Krieg — und auch die Vorbereitung auf den Krieg — die innere Kraft so vieler Menschen potenziert hat. Es ist auch deshalb zu erwarten, weil die Völker Europas durch den Wechsel der politischen Ideologien skeptisch geworden sind. Solange nicht eine Erneuerung des Christentums wieder eine tragfähige Wertgrundlage des gesellschaftlichen Lebens spendet, wird ihnen das Soldatische als einziger Halt verbleiben.

## Johann Caspar Lavater.

(Zum 200. Geburtstag, 15. November.)

Von Carl Damm.

In seiner unvollendeten Selbstbiographie erzählt Lavater, wie er einmal als Lateinschüler hätte bestraft werden sollen; bevor aber der Pädagoge die Züchtigung vollziehen konnte, rief Lavater ihm so laut zu: „Warum? Ich will wissen warum!“ — daß der verblüffte Lehrer erst einen Mitschuldigen abgerbte; Lavater wiederholte dann sein „Ich will wissen, warum“, nannte den Lehrer Tyrann und Unmensch, „schmiß mit der Wut eines Rasenden ihm die Bücher vor die Nase“ und lief weg, indem er der schulmeisterlichen Autorität drohte: „Das soll Herr Schulherr wissen!“

Nicht das einzige Mal hat Lavater sich gegen Tyrannen empört. Geschehenes Unrecht konnte er nie schweigend übergehen, mochte es ihn per-

<sup>22)</sup> Gustav Däniker, Soldatisches Volk. Streiflicht in das soldatische Blickfeld. Schweizerische Hochschulzeitung, Juni 1941.